

Melanie Strasser

Vortrag beim
39. Österreichische Übersetzer·innenseminar
Kosmos Körper in der Übersetzung
12. April 2024, Ysper/NÖ

Jaguar-Werden.

Übersetzen als Einverleibung

I. Kannibalische Vernunft

Im Jahr 1928 – genauer gesagt, 374 Jahre, nachdem der portugiesische Bischof Sardinha an der brasilianischen Nordostküste von wilden Indios aus dem Volk der Tupi gefangengenommen, gekocht, gebraten und verspeist worden war – veröffentlicht Oswald de Andrade sein «Anthropophages Manifest». Ein Jahrhundert nach der politischen Unabhängigkeit zelebrieren die modernen brasilianischen Kannibalen das metaphorische Verschlingen europäischer Kunst und Literatur – und deren damit einhergehende Transformation in ein genuin «Brasilianisches» – als radikale Form des Widerstands gegen die nach wie vor wirksame kulturelle Vorherrschaft Europas. «Unsere Unabhängigkeit wurde noch nicht ausgerufen», heißt es im «Anthropophagen Manifest».

Augenscheinlich mit großem Vergnügen verleiben sich die modernen Kannibalen europäische Kulturformen, gewürzt mit eigenen Traditionen, ein. Der «böse Wilde» invertiert die Logik zwischen Kolonialiserten und Kolonialherren: Er frisst zurück. Sein Leitspruch lautet: «Mich interessiert nur, was mir nicht gehört.»

Oswald de Andrade plädiert für die «Notwendigkeit einer anthropophagen Impfung». Er fordert also ein Antidot, eine Immunisierung gegen den westlichen Logos. Dieser ist ihm nichts anderes als ein «Konservenbewusstsein», ein finster-enges Bewusstsein, das sein Anderes – all jenes, was es nicht begreift – ausschließt. Einem solchen Konservenbewusstseins entgegengesetzt ist, wie der Dichter, Kritiker und Übersetzer Haroldo de Campos schreibt, die «anthropophage Vernunft», eine transgressive, viszerale Vernunft, die sich Oswalds «Manifest» gemäß weigert, «einen Geist ohne Körper zu denken».

Kannibalische Vernunft sucht sich all jenes einzuverleiben, was die Vernunft der Aufklärung negiert und tabuisiert: den Körper, das Mystische, den Wahnsinn, die Glückseligkeit, das Weibliche, den Rausch, den Unsinn, den Nicht-Sinn – Herrn Galimathias¹, der im «Manifest» kurzerhand gefressen wird –, und nicht zuletzt den Tod. Kannibalische Vernunft ist

¹ «Gallimathias» bzw. «Galimathias» ist ein im 18. Jahrhundert gebräuchlicher, dem Französischen entlehnter Ausdruck für sinnloses, verworrenes Gerede, Kauderwelsch.

Identifizierung mit dem Ausgeschlossenen und Verworfenen, mit dem, was keinen Sinn ergibt.

Das «Anthropophage Manifest» richtet sich gegen die großen Narrative der Eroberer, gegen die Geschichte, die immer die Geschichte der Sieger ist. Es verhöhnt die von den Jesuiten gepredigte «Storchenmoral», die eingeführten Sublimierungen, das Gesetz des Vaters und sein System das Tabus, nach Freud die Bedingung aller Kultur. Es wettet gegen den Katechismus, gegen die Grammatik der Portugiesen, gegen die durchbuchstabierte und durchdeklinierte Welt der Europäer, gegen ihre kulturelle Dominanz, gegen ihren literarischen Kanon: «Nieder mit Goethe.»

Die modernen Kannibalen der sogenannten Neuen Welt lachen. Dem bitteren Ernst des Vaters, der ernsten Arbeit der Vernunft setzen sie die Freude entgegen, das Fest, «polymorphe Perversion». Gleich zwei Mal findet sich in Oswald de Andrades kurzem «Manifest» die Phrase: «Freude ist die Nagelprobe». Ausgelassenheit, Glückseligkeit scheint die einzig angemessene, weil unermessliche und unmessbare Antwort auf den steifen Rücken der offiziellen Geschichte, auf die fossilisierte Erinnerung, auf Ausschluss und Unterdrückung. Es ist die nietzscheanische Freude am Unsinn, die Störung im fatalen Getriebe von «Ordnung und Fortschritt», der Feind von Totalitarismus und Kleinherzigkeit. Anthropophagie ist Bekenntnis zum Matriarchat als Inbegriff einer revolutionären, glücklichen, antitotalitären Gesellschaft, die Oswald de Andrade in der sozialen Struktur der indigenen Völker zu erkennen meint: «Bevor die Portugiesen Brasilien entdeckten, hatte Brasilien die Glückseligkeit entdeckt.»

II. Kannibalisches Übersetzen

«Tupi or not tupi, that is the question» – Mit dieser Formel wird Oswald de Andrade den Inbegriff des europäischen Weltschmerzes spöttisch in die brasilianischen Tropen übertragen. Es lässt sich aber auch deuten als ein Übersetzen, das Jahrzehnte später unter dem Etikett eines «kannibalischen Übersetzens» firmieren wird. Oswald de Andrade hält sich dabei nicht einmal an das grundlegendste Gesetz des Übersetzens: von einer Sprache in eine andere zu wechseln. Wie Pierre Menard übersetzt auch er innerhalb «derselben» Sprache, aus dem Englischen ins Englische. Shakespeare, der Repräsentant des europäischen Kanons schlechthin, wird in ein genuin Brasilianisches gewandelt: den indigenen Tupi, Inbegriff des Kannibalen.

Kannibalisches Übersetzen heißt, die eigene Tradition in die Übersetzung hineinzumontieren, also auch die eigene Vergangenheit zu verschlingen, und damit zu verwandeln. «Transkreation» nennt Haroldo de Campos ein solches Übersetzen: schöpferisches Transformieren. Kannibalisches Übersetzen erinnert an den von Walter Benjamin in seinem Übersetzeraufsatz zitierten Rudolf Pannwitz, demzufolge es die Aufgabe des Übersetzers sei, die eigene Sprache «gewaltig» von der fremden Sprache «bewegen» zu lassen. Dass es also die eigene Sprache ist, die durch die fremde Sprache zu «erweitern» und zu «vertiefen» sei.

Was bedeutet das für den Topos der Treue bzw. Untreue im Übersetzen? Wir wissen doch, dass Übersetzen immer Verrat ist (*traduttore traditore*)– aber die Frage ist: Wer wird verraten? Nicht der Ausgangstext, nicht der andere. Verraten tut man die eigene Sprache, sich

selbst. Es ist ein verfremdendes Übersetzen – und vielleicht ist es das treueste, weil es heißt: sich dem Anderen hingeben, sich selbst gewaltig bewegen, in die Irre führen lassen.

Wir können an Haroldo de Campos' Übersetzung von Goethes *Faust* denken, in der die portugiesische Sprache germanisiert (das heißt in diesem Fall: substantiviert) wird – bis an ihr Limit. Der brasilianische *Faust* trägt übrigens den Titel *Gott und Teufel in Goethes Faust* – ein klarer Verweis auf Glauber Rochas berühmten Film *Gott und Teufel im Land der Sonne*.

Es gibt ein Gedicht von Konstantinos Kavafis mit dem Titel «Warten auf die Barbaren». Haroldo de Campos übersetzt es so, dass ganz deutlich die Stimme des berühmten zeitgenössischen brasilianischen Dichters Carlos Drummond de Andrade vernehmbar ist. Man beachte auch die Gestaltung des Buchumschlags: Hier ist keine Hierarchie zwischen Autor und Übersetzer angezeigt. Sie verschmelzen gewissermaßen ineinander, verschlingen einander.

Wir können auch an Hölderlins «bodenlose» Übersetzungen von Sophokles denken, wie Benjamin schreibt, in denen der Sinn «von Abgrund zu Abgrund stürzt». Oder, aus neuerer Zeit, an Anne Carson und ihre Version von Antigone: *Antigonick*.

Wenn Haroldo de Campos' Bruder Augusto John Donne übersetzt, tut er es nicht, ohne ihn unter den Rhythmus eines allbekannten Sambas zu beugen. Seine Version von William Blakes Gedicht «The Sick Rose» mutiert zu einem Exempel konkreter Poesie, zu deren Vertretern die Brüder Campos zählen: Die Rose erhält buchstäblich einen Körper.

Der kannibalische Übersetzer kennt keine Unterwürfigkeit unter ein vermeintlich stabiles Original. Er sprengt das Korsett von Minderwertigkeitskomplex und Melancholie. Er ist ein Luzifer, der sich in einem fröhlich-triumphalen Gestus über das Original erhebt. Luzifers Motto lautet: *non serviam*.

Im Nachwort zu seiner Übersetzung von Goethes *Faust*, das überschrieben ist mit «Mephistofaustische Transluziferation», hält Haroldo de Campos fest:

«Die kreative Übersetzung ist vom Teufel besessen, sie ist weder fromm noch will sie erinnern. Ihr Ziel ist die Tilgung des Ursprungs, die Auslöschung des Originals. Dieses vatermörderische Nicht-Erinnern nenne ich Transluziferation.»

III. Kannibalische Alterität

Den Teufel beschwören, den Ursprung tilgen, das Original auslöschen, um sich auf den Thron des Autors zu setzen – an dieser Stelle scheint Haroldo de Campos seine eigene Mission zu verfehlen, will er doch die Anthropophagie dezidiert als «Dekonstruktion» verstanden wissen. Doch dies hier ist nichts anderes als Destruktion, Vatemord, eine bloße Inversion der Machtverhältnisse anstatt ihrer Dekonstruktion.

Die Metapher des Kannibalismus scheint in die Aporie zu führen, weil sie die Gewalt, gegen die sie sich ursprünglich auflehnt, wiederholt. Das wird vor allem augenfällig, wenn man an das Subjekt der Anthropophagie denkt: Der Indio, der Tupi, der böse Wilde mit seinen grausamen Ritualen, ist konstituiert durch den europäischen Blick, den Blick des

Kolonisators: eine phantasmatische, exotische Projektion. Aus dieser Sicht dient das Ritual der Einverleibung dazu, eine eigene Identität zu generieren, indem man sich die Kraft und Stärke desjenigen aneignet, den man verschlingt.

In der Kosmologie des indigenen Volkes der Tupi-Guarani spielt Identität hingegen kaum eine Rolle. Der wichtigste Wert ist der Tausch: ein wechselseitiges Geben und Nehmen. Den Feind zu verschlingen ist auch keineswegs eine Geste des Triumphs, bei der der Vater ausgelöscht werden muss, um ein Subjekt zu werden. Vielmehr handelt es sich um ein radikal wechselseitiges Einander-Verschlingen, mit all dem *horror vacui*, den eine solch doppelte Metamorphose mit sich bringt.

Das kannibalische Ritual hat auch nichts zu tun mit einer Rettung oder Resignifizierung der Vergangenheit. Und auch das Matriarchat, ein so zentraler Topos für die Utopien der modernen Kannibalen des 20. Jahrhunderts, war den Tupi-Völkern unbekannt.

Die Antwort auf die Frage Tupi, or not Tupi? lautet in diesem Fall also: not Tupi.

Und dennoch wäre es zu einfach, die Trope der Einverleibung zu verwerfen, weil sie aporetisch ist. Letzten Endes kann jedes Lesen, jedes Übersetzen als kannibalischer Akt begriffen werden, der nicht loslösbar ist vom Moment der Gewalt. Die Einverleibung des Anderen ist aber nicht nur bestimmt durch Gewalt dem Anderen gegenüber, sondern auch durch Gewalt sich selbst gegenüber. Man nährt sich nicht allein vom Text des Anderen, sondern ebenso von der eigenen kulturellen und literarischen Tradition, die sich mit dem Fremden verbindet, bis zur Unkenntlichkeit. In einer paradoxalen Bewegung bejaht und verneint Kannibalismus den Anderen und bejaht und verneint zugleich sich selbst. Es ist nicht mehr deutlich zu unterscheiden zwischen dem, der frisst, und dem, der gefressen wird. Wer spricht? Wer frisst? Haroldo de Campos selbst wird schreiben: «Vor allem anderen ist Alterität eine notwendige Übung in Selbstkritik.»

Die Begegnung mit dem Anderen ist Selbst-Auflösung, wörtlich genommene Kritik: ein Zerlegen, ein Sich-selbst-Auseinandernehmen. Unweigerlich ist das Verschlingen des Anderen gekoppelt an ein Selbst-Verschlungen-Werden. Den Anderen fressen, den Anderen sprechen ist die Erfahrung, dass man den Anderen nicht verschlingen kann, ohne selbst von ihm verschlungen zu werden.

Kannibalismus ist auch nicht einfach nur Gewalt. Er ist auch ein Akt der Liebe, wie Augusto de Campos klarmacht: «Meine Art, sie zu lieben, ist es, sie zu übersetzen. Oder zu verschlingen, gemäß Oswald de Andrades anthropophagem Gesetz.»

Letzten Endes frisst man nur, was man liebt. In jedem Verschlingen klingt ein Sich-Umeinander-Schlingen an. Es erinnert an Walter Benjamin, wenn er schreibt, dass die Übersetzung «liebend» und «bis ins Einzelne hinein» sich das Original in der eigenen Sprache «anbilden» müsse.

In einer Erzählung von Clarice Lispector entdeckt die Protagonistin, die statt eines Namens nur zwei Buchstaben trägt, eine Kakerlake in ihrem Schlafzimmer und erkennt letztlich in dieser Kakerlake sich selbst, ihren eigensten, innersten Kern. Nach einiger Zeit angespannten Miteinanders nimmt sie die Kakerlake und verleibt sich ihre weiße, schale Masse ein:

«Ich war dabei, mich selbst zu verzehren ... Was nicht ich bin, bin ich. Mein Leben hat nicht nur einen menschlichen Sinn, es ist weitaus größer – es ist so viel größer, dass es in Beziehung zum Menschlichen keinen Sinn hat.»

Es ist eine Erfahrung, die das Menschliche übersteigt. Allzumenschliches Sein bedeutet, dem Wunsch des Selbst nachgeben, kein Selbst zu sein: das Sein des Anderen zu absorbieren. «Tier-Werden» nennen das Deleuze und Guattari, Jaguar-Werden, so wie der Jaguarjäger in João Guimarães Rosas Erzählung «Mein Onkel, der Jaguar». Es ist ein Text, der eine Metamorphose in und durch die Sprache vollzieht: Die Rede des Jägers bröckelt, sie zerfällt, sie rattert und stammelt, bis es keinen Unterschied mehr gibt zwischen ihm und dem Jaguar, dem Menschen und dem Tier. Die Sprache selbst verjaguarisiert. In der Tupi-Kosmologie ist der Jaguar der Inbegriff des Kannibalen: Jaguar-Werden heißt zum Kannibalen werden, zum Anderen, der einen verschlingt, um sich selbst verschlingen zu lassen. Die Antwort auf die Frage Tupi or not Tupi?, Sein oder Nicht-Sein? lautet daher: Tupi *and* not Tupi, zum Anderen werden.

IV. Statt eines Endes, das Unmögliche

Mithilfe einer solchen Perspektive lässt sich Übersetzen als etwas begreifen, das Differenz nicht überbrückt, sondern produziert. Es geht also darum, die Nicht-Identität, die Nicht-Ähnlichkeit offenkundig zu machen: Oder, wie der Anthropologe Eduardo Viveiros de Castro es ausdrückt: «Das Ziel [eines Übersetzens unter indigener Perspektive] ist es, nicht die Differenz aus den Augen zu verlieren.»

Das bedeutet, dessen eingedenk zu sein, dass Äquivalenzen – das Produzieren des Gleichen in einer anderen Sprache – eine Illusion sind. Während wir in der westlichen Welt nach Ähnlichkeit bestrebt sind, nach Identität, also dem Fehlen von Differenz, ist in den amerindischen Kosmologien, wie Viveiros de Castro festhält, «das Gegenteil von Differenz nicht die Identität, sondern die *Indifferenz*».

Die Differenz muss aufrechterhalten werden, damit es Beziehung gibt: In und durch Differenz zu übersetzen heißt, den Anderen in seiner Andersheit nicht aufzuheben, ihn nicht aufzulösen im Eigenen, vielmehr das Eigene gewaltig berühren lassen. Und ist es denn nicht gerade das ganz Andere, das Unübersetzbare, was uns affiziert, uns in Bewegung setzt, unser Begehren nach Einverleibung weckt? Es heißt, misstrauisch zu sein gegenüber der Übersetzbarkeit des Anderen und gerade deshalb nicht aufzuhören, ihn zu übersetzen. Den Anderen nicht zum Schweigen zu bringen dadurch, dass man ihn als übersetzbar ansieht: Vielmehr gilt es, sich den Anderen einzuverleiben, ihn zu sagen, weil er unübersetzbar ist.

Oder, um mit Barbara Cassin zu sprechen und mit diesem paradoxalen Schweben – einem Unmöglichem – zu schließen: Unübersetzbarkeit ist «das, was man nicht aufhört, (nicht) zu übersetzen».

EINVERLEIBTES

Andrade, Oswald de (1928) «Manifesto Antropófago», Revista de Antropofagia 1/1.

- Benjamin, Walter (1991) «Die Aufgabe des Übersetzers» In: _____ *Gesammelte Schriften*. Bd. IV–1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 7–21.
- Campos, Augusto de (1978) *Verso, Reverso, Controverso*. São Paulo: Perspectiva.
- Campos, Haroldo de (1992) «Da tradução como criação e como crítica» In: _____ *Metalinguagem e outras metas: ensaios de teoria e crítica literária*. São Paulo: Perspectiva, 31–48.
- _____ (1981) «Da razão antropofágica: a Europa sob o signo da devoração», *Revista Colóquio/Letras*. Ensaio, Nr. 62.
- _____ (2005) «Post-Scriptum; Transluciferação Mefistofáustica» In: *Deus e o Diabo no Fausto de Goethe*. São Paulo: Perspectiva, 179–191.
- Cassin, Barbara (2013) «In Sprachen denken. Vorwort zum Vocabulaire Européen des philosophies». Übersetzt von Erika Mursa. *Trivium* 15/2013.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix(1992) *Tausend Plateaus: Kapitalismus und Schizophrenie*. Übersetzt von Gabriele Ricke und Ronald Voullié. Berlin: Merve.
- Kaváfis, Konstantinos (2012) *Poemas*. Aus dem Neugriechischen von Haroldo de Campos. Cosac Naify: São Paulo.
- Lispector, Clarice (1990) *Die Passion nach G. H.* Übersetzt von Christiane Schrübbers und Sarita Brandt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rosa, João Guimarães (2008) «Mein Onkel der Jaguar» Übersetzt von Curt Meyer-Clason. Berlin: trafo Literaturverlag.
- Sophokles (2015) *Antigonick*. Transl. Anne Carson. New York: New Directions.
- Viveiros de Castro, Eduardo (2004) «Perspectival Anthropology and the Method of Controlled Equivocation» *Tipití*, Vol. 2: Iss. 1, 3–22.
- _____ (2011) *The Inconstancy of the Indian Soul: The Encounter of Catholics and Cannibals in Sixteenth-century Brazil*. Transl. Gregory Duff Morton. Chicago: Prickly Paradigm Press.
- _____ (2014) *Cannibal Metaphysics*. Transl. Peter Skafish. Minneapolis: Univocal.

MELANIE STRASSER

Studierte Philosophie und Übersetzen in Wien, mit Stationen in Portugal, Berlin, USA und Brasilien. Promotion in Romanistik/Brasilianistik zur Trope des Kannibalismus. Zuletzt arbeitete sie in São Paulo zu den Beziehungen von Übersetzen und Gastfreundschaft. Sie ist Lektorin sowie Übersetzerin von literarischen und wissenschaftlichen Texten aus dem Portugiesischen und lehrt am Zentrum für Translativwissenschaft der Universität Wien. Publikationen: *Kannibalogie. Zu einer Philosophie der Einverleibung*. Turia + Kant 2021. Übersetzungen: Machado de Assis, *Das babylonische Wörterbuch*. Manesse 2018 (zusammen mit Marianne Gareis); Roberto Schwarz, *Ein Meister an der Peripherie des Kapitalismus*. Machado de Assis. De Gruyter 2023.